Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

In Reims in Gefangenschaft.*)

Erlebnisse während der Beschießung. — Das Schicksal der zurückgebliebenen deutschen Verwundeten.

Von Schwester Alwine Ehlert.

Es war am 12. September 1914, als Reims von den Deutschen geräumt wurde. Das Feldlazarett 12 des . . . Armeekorps hatte einige hundert Verwundete. Freiwillig blieben der Unterarzt Dr. P., fünf Sanitätsmannschaften, ein Roter Kreuzpfleger und ich zurück. Was irgend transportfähig war, wurde noch schleunigst auf vorbeikommende Wagen verladen. Nachdem die Stadt von den Deutschen geräumt war, schickten wir eine Meldung an den Präfekten, daß wir mit unserem Lazarett zurückgeblieben seien, gleichzeitig lieferten wir sämtliche Waffen ab. Unser Lazarett befand sich in der Mumm'schen Sektkellerei. In zwei langen Schuppen lagen die Verwundeten. Die Nacht vom 12. bis 13. saßen wir in Erwartung auf, immer noch mit der schwachen Hoffnung, vielleicht kommen die Franzosen doch nicht herein. Je mehr der Morgen graute, desto stärker wurde die Hoffnung. Da plötzlich in der sechsten Morgenstunde Maschinengewehrfeuer in nächster Nähe. Wir stürzten auf die Straße, und schon sahen wir die ersten Franzosen mit viel Geschrei die Straße heraufmarschieren. Eine Viertelstunde später waren wir Gefangene.

Als Dr. P. und ich durch eine Gasse aufgepflanzter Bajonette hindurch mußten, rief man uns Schmähworte zu. Die erste Tat des französischen Offiziers war, daß er sämtliche Schuhe und Stiefel zusammenstellen ließ. Die besten wählte er aus und zog sie sich vor unseren Augen an. Worauf ich nicht umhin konnte zu sagen: „Unser Schuhwerk ist gut, nicht wahr, Monsieur?" Bald nach der Gefangennahme begann der Abtransport der Verwundeten, der den nächsten und übernächsten Tag fortgesetzt wurde und wobei man Dr. P. mitführte, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. So blieb ich denn mutterseelenallein mit dem Rest der Verwundeten, — ohne Arzt! Gleich nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen waren auch französische Verwundete zu uns gekommen — auch ohne Arzt! Eines Mittags erschien zwar ein französischer Arzt auf einige Stunden, als aber eine Granate bei uns einschlug, verschwand er geschwind, worauf eine Französin zu mir sagte: „Er hat Furcht! (Il a peur)."

Inzwischen hatte die Beschießung der Stadt durch die Deutschen begonnen. Die Behandlung durch die Franzosen war sehr verschieden und änderte sich manchmal von Stunde zu Stunde. So sah man das Mumm'sche Haus für ein deutsches an, wir standen infolgedessen dauernd unter Spionageverdacht.

In der Nacht vom 15. bis 16., als man einen Sturmangriff erwartete und die Stadt infolgedessen dunkel war, will man Lichtsignale bei uns beobachtet haben, gegen Mitternacht wurde der Portier verhaftet — selbst ein Franzose! Der erste Direktor der Mumm'schen Firma war ein Italiener, seine Frau halb Spanierin, halb Engländerin. Beide haben mir über manche schwere Stunde hinweggeholfen, aber öffentlich wagten sie ihre Teilnahme nicht zu zeigen. Ebenso ein junger Engländer. Auch der zweite Direktor, ein Franzose, hat nach Möglichkeit versucht, uns unsere Lage zu erleichtern.

So z. B. hieß es eines Tages, ich wäre frei und solle machen, daß ich fortkäme. Wo sollte ich in Feindesland hin? Rechts und links schlugen die Granaten ein. In meiner Angst wandte ich mich an den amerikanischen Konsul mit der Bitte um Schutz, der mir aber sagen ließ, er könne nichts für mich tun, er schütze nur das Eigentum der Deutschen. Ob durch die Mithilfe des Konsuls — ich weiß es nicht — jedenfalls wurde der Befehl zurückgenommen und man ließ mich bei den Verwundeten.

Täglich wurde das Bombardement heftiger. Ganz Reims saß in den unterirdischen Kellern. Die Mumm'schen Kellereien waren bombensicher, drei Etagen tief, mit einem Fahrstuhl fuhr man hinunter. Alles saß unten, nur meine deutschen Verwundeten ließ man oben liegen! Daß ich bei ihnen blieb, ist selbstverständlich. Vergebens bat ich, wenigstens einen Offizier, der schwere Verbrennungen am Kopf hatte, deswegen lange des Augenlichts beraubt war, seine Umgebung nicht kannte, wenigstens ihn, da er ganz allein in einem Hause lag, in den Keller bringen zu dürfen; ich erhielt nicht die Erlaubnis dazu. In den Stunden der größten Gefahr blieb ich bei ihm, während die Pfleger, die treu und unermüdlich halfen, bei den Verwundeten blieben. Auch unsere Kochstelle war gefährdet, es konnte nicht gekocht werden. Scheinbar waren die Lebensmittel sehr knapp. Ich bin einmal mit einer Sardine den ganzen Tag ausgekommen. Große Brände in unserer Nähe beunruhigten mich des Nachts.

Am 17. September hieß es plötzlich, „der Sicherheit wegen kommen alle Deutschen in die Kathedrale!" Die verwundeten Franzosen blieben zurück. In Wirklichkeit soll ein französischer Regimentsbefehl besagt haben: wenn die Deutschen die Kathedrale beschießen, dann sollen sie ihre eigenen Verwundeten beschießen. Diesen Regimentsbefehl hatte der Stabsarzt Dr. Pfl. gelesen, den ich mit anderen Offizieren bei meiner Einlieferung in die Kathedrale schon vorfand. (Beweis, daß die Franzosen zurückblieben.)

Am 17. spät abends wurde ich mit dem schon erwähnten Offizier und mit der Sanitätsmannschaft in die Kathedrale übergeführt. Auf einem Leiterwagen hockend, die Wache betrunken — wir kamen uns wie zum Schaffot geführt vor, 152 Deutsche fand ich in der Kathedrale vor. Darunter zwei katholische Ordensschwestern aus Münster i. W. und einen katholischen Vikar. Stabsarzt Pfl. übernahm ungeachtet seiner eigenen Verwundung (Kopf- und Oberschenkelschuß) auch meine Patienten in rührender Weise in Behandlung. Durch einschlagende Granaten waren viele Fenster zertrümmert, es zog furchtbar, Sturm und Regen peitschten hinein. Während des heftigen Bombardements am 18. September wurden wir durch Vermittelung der Domgeistlichkeit in den linken Turm hinaufgeführt; hier auf den Treppenstufen kauernd, suchten wir Schutz gegen die Granaten. Der greise Erzbischof und Monsieur Chinot blieben während dieser Stunden bei uns. Wie überhaupt die Geistlichkeit in Reims sich unser in menschenfreundlichster Weise angenommen hat. Am 19. September geriet die Kathedrale in Brand. Vergebens versuchten wir die Funken auszutreten, mit nassen Tüchern zu ersticken. Durch den Sturm gewann das Feuer an Umfang. Das Stroh setzte sich in Flammen, der Rauch und Qualm machte das Atmen unmöglich. Wir konnten nicht hinaus, die Kirche war verschlossen. Wie ich später hörte, sind sämtliche Türen auf Befehl der Wache von außen abgeschlossen worden. Wir Schwestern wurden ohne weiteres auf die Straße geworfen, wo uns der Pöbel mit Gejohle empfing, uns mit Fäusten über uns herfiel. Im großen Bogen um die brennende Kathedrale kniet: französisches Militär mit angelegtem Gewehr. Die Verwundeten blieben zurück in der Kirche.

Um uns vor den Ausschreitungen des Pöbels zu retten, brachte man uns in das nahegelegene Haus eines Geistlichen und verbarg uns dort. Wir hörten das Prasseln des Feuers, das Schießen und das Gejohle. Auf all unser Bitten und Flehen, uns hinauszulassen, wurde uns immer wieder zur Antwort: „Sie sind alle umgekommen, sie haben es nicht anders gewollt!" Unter der Androhung, nicht deutsch zu sprechen und uns als Deutsche nicht zu verraten, da man sonst keine Garantie übernehmen könne, führte man uns in der Dunkelheit durch die brennende Stadt in einen Keller, den man beschäftigt war, in ein Lazarett umzuwandeln, d. h. die Weinfässer wurden zusammengerollt und auf den so geschaffenen Platz legte man Matratze neben Matratze. Auch fünf Deutsche (vier Offiziere und einen Soldaten) brachte man hinein. Mehrere Lazarette waren von Granaten getroffen, die Ueberlebenden wurden in der Nacht in diesen Keller übergeführt. Aber auch Zivilbevölkerung, durch Granaten verletzt, Männer, Frauen, Kinder befanden sich darunter. Wir Schwestern, völlig erschöpft, kaum fähig, uns auf den Füßen zu halten, mußten nun bei den Franzosen wachen. Auf Weinfässern sitzend, frierend und hungrig, ohne etwas Warmes, verbrachten wir die Nacht. Ein verwundeter Zivilist wurde plötzlich tobsüchtig. Es war ein furchtbares Jammern und Stöhnen. Auch den nächsten Tag mußten wir durcharbeiten, hauptsächlich grobe und schmutzige Arbeiten verrichten. Eine mitleidige Nonne nahm uns mittags mit in ihre Küche und gab uns eine warme Suppe. Meine Mitschwestern brachen seelisch zusammen und so bekamen wir für die zweite Nacht eine Kammer. Kaum hatten wir uns für die Nacht zurückgezogen, als eine Wärterin erschien, uns mit groben Worten zur Nachtwache zu holen. Wieder legte sich die mitleidige Nonne ins Mittel, sie setzte es durch, daß wir schlafen konnten.

Im Laufe des 23. suchte uns ein Geistlicher auf, um uns zu dem Rest unserer Verwundeten aus der Kathedrale zu führen, die in einem Vorort von Reims, versteckt in einer Schule, lagen. Wie groß war die Freude, als wir das kleine Häuflein wiedersahen! Darunter auch Stabsarzt Pfl., auf dessen Bitten, um uns nicht schutzlos zu lassen, dies geschehen war. Jetzt erfuhren wir, daß die Geistlichkeit der Kathedrale im letzten Moment die Türen geöffnet hatte (soweit die Ausgänge noch nicht brannten). Mutig stellte sie sich vor die Verwundeten und schützte sie, als beim Herauskommen der Pöbel auf die Deutschen eindrang. „Wer schießt, schießt zuerst auf uns!" soll der greise Erzbischof gerufen haben. Unter Mißhandlungen, Kolbenstößen wurden die Armen aus der Kirche geführt; ja selbst niedergeschossen wurden die, die versucht hatten, durch die Flammen zu laufen.

Der englische Kriegskorrespondent Ashmead Bartlett beschreibt die Situation in „Colliers The National Weekly" vom 31. Oktober 1914: „Während des Bombardements wurden die deutschen Verwundeten nahezu wahnsinnig vor Schrecken. Sie krochen hinter die großen gotischen Pfeiler, um Schutz zu suchen und ächzten um Erbarmen. Der Turm fängt Feuer, und es kommt für die Verwundeten zum letzten. Glühendes Zinn rann hernieder." Die Ueberbleibsel der verbrannten Deutschen hat Bartlett selbst gesehen.

Am 24. September wurden wir abtransportiert. 78 Stunden Bahnfahrt hatten wir hinter uns, als wir eines Morgens vier Uhr in Montauban bei Toulouse ankamen.

Anstrengend und schikanös war die Fahrt.

In der Champagne, wo wir stundenlang auf der Strecke liegen mußten, taten sich die Engländer besonders roh hervor. In einem Vororte von Paris holte man mich aus dem Zuge, um meinen Koffer untersuchen zu lassen. Er war mir in Reims, erbrochen, beraubt bis auf einige blutige Schürzen und paar Kleinigkeiten, wieder zugestellt. Während man mich fortholte, rangierte der Zug um. Zwischen Pöbel und Zuaven befand ich mich allein auf dem Perron. Die Zuaven bildeten einen Kreis, faßten ihre Pluderhosen und umtanzten mich, den Kreis dabei immer enger schließend. Mit den Ellenbogen schoben sie mich tanzend weiter, immer dachte ich: mit dem nächsten Stoß fliege ich auf's Gleis. Plötzlich wurde der Kreis von einer Frau durchbrochen, die mich anschrie: „Ist es wahr, daß Sie eine Spionin sind?" Ein Stückchen Papier, auf dem mit Bleistift geschrieben einige empfehlende und anerkennende Worte standen, rettete mich. Der Geistliche, der uns aus dem Keller abgeholt hatte und uns wieder zu den Unseren gebracht, hatte mir das Blättchen gegeben mit den Worten: „Vielleicht können Sie es mal gebrauchen. Ich habe einen Namen darunter gesetzt, den jeder in Frankreich kennt!"

In Montauban angekommen, wurden wir von unseren Verwundeten getrennt und in ein Kloster übergeführt. Wir glaubten nur für den Moment, bald wurde uns klar gemacht, daß wir uns als Gefangene zu betrachten hätten. Mit uns befanden sich noch gegen dreißig Frauen und Kinder, die Kinder sehr elend, in dem Kloster. Die Verpflegung war ungenügend. Aber die Nonnen waren freundlich zu uns.

Die Schwester-Oberin erzählte mir gelegentlich, daß in Montauban eine große kalvinistische Gemeinde sei und daß der Präfekt sowie ein höherer Regierungsbeamter dazu gehören. Nicht ohne Absicht hatte mir vermutlich die Oberin das erzählt. Durch Vermittlung dieser Herren erreichte ich es, daß man uns erlaubte, unsere Verwundeten weiter zu pflegen. Wir kamen nun in ein anderes Kloster, das gleichzeitig Hospital war und wo unsere Schwerverwundeten lagen, die wir aber nicht pflegen durften. Selbst um sie zu besuchen, bedurften wir einer behördlichen Erlaubnis. In diesem Kloster war die Verpflegung gut, aber sehr knapp. Gelegenheit, uns etwas zu kaufen, hatten wir hier — leider kein Geld. Fünfzig Mark hatte ich den Franzosen in Reims gegeben, um mir Medikamente und Verbandstoffe für die Verwundeten zu kaufen. Was ich sonst an Geld und Wertsachen bei mir führte, ist mir gestohlen worden. Ja selbst die Hinterlassenschaft der Verstorbenen, wie Uhren, Trauringe und Geld, hat man mir gestohlen!

Hier sahen wir Stabsarzt Pfl. wieder, den man inzwischen operiert hatte. Wir erhielten die Erlaubnis, im großen Lager pflegen zu dürfen. Ich glaube, gegen 1200 waren dort. 60 bis 70 nach Bettlägerige, alle andern in der Heilung begriffen. Durchschnittlich verbanden wir fünf bis sechs Stunden täglich. Das Verbandzeug war sehr knapp. Ich hatte aber den Eindruck, als wenn es auch bei den Franzosen knapp war. Auch im Lager fand ich einen deutschen Oberarzt vor, Dr. M., der ebenfalls bei seiner Abteilung unverwundet zurückgeblieben und nun sie weiter behandeln durfte. Die französischen Aerzte benahmen sich höflich und taktvoll gegen uns Schwestern. Mit der Wache dagegen war es verschieden. Es wechselte Militär und Gendarmerie ab. Der Gendarmerie-Oberst war ein äußerst cholerisch veranlagter Herr, der bei jeder Kleinigkeit sofort scharf laden ließ. U. a. verbot er uns das Sprechen mit unseren Leuten. „Sie haben direkt in die Ambulanz zu gehen, ohne rechts noch links zu sehen!" schrie er mich an. Wir mußten einen großen Platz durchqueren, um zu der Ambulanz zu kommen. Bei gutem Wetter waren sämtliche Patienten, die sich nur rühren konnten, draußen. Es ergab sich von selbst, wenn wir durch die Reihen gingen, hie und da ein gutes Wort zu sagen, denn jeder freute sich bei unserem Kommen. Die Folge war: wir wurden erfinderisch und wandten allerhand Kniffe an. Unter den Patienten befanden sich viele, die bei mir in der Mummschen Sektkellerei gelegen und die die Franzosen nach der Einnahme der Stadt sofort abtransportiert hatten.

Zwischendurch hatte der französische protestantische Pfarrer, der die Deutschen besuchte, für meine Schwerverwundeten, die ihn dringend darum gebeten, die Erlaubnis eingeholt, daß ich sie besuchen durfte. In Begleitung des Pfarrers ging ich hin. Hier fand ich meine Sorgenkinder aus Reims und aus der Kathedrale wieder, aber auch viele fehlten. Leider war auch das Geld, das mir die Verwundeten in Verwahrung gegeben, verloren gegangen. Ein Trost war mir, daß sie gut gepflegt wurden. Soviel ich weiß, hat Stabsarzt Pfl. später die Behandlung übernommen. So gut die Nonnen die Deutschen pflegten, gegen uns zeigten sie sich gehässig. Auf Betreiben der Nonnen wurde uns auch die Tätigkeit im Lager wieder verboten. Nach vielen Widerwärtigkeiten brachte man uns in einem dritten Kloster unter, auch hier waren die Nonnen nicht nett zu uns. Etwas mehr Bewegungsfreiheit hatten wir dadurch, daß das Kloster einen Garten besaß, in dem wir uns frei bewegen konnten. Wieder wandte ich mich an den Präfekten mit der Bitte, unsere Auslieferung zu befürworten. Mitte Oktober kam er selbst, um mir zu sagen, daß wir die Heimreise in Begleitung zweier Aerzte antreten könnten; so wäre die Verfügung des Kriegsministeriums, die er mir auch vorzeigte. Anstatt der Aerzte erschienen am Tage der Abreise zwei Gendarmen. Auf meine Frage, wo denn die beiden Aerzte wären, antworteten sie mir: „Ein Arzt ist krank geworden und fürchtet durch die Reise seinen Zustand zu verschlimmern, große Lust haben beide nicht, sie bleiben lieber hier!" Natürlich war das eine grobe Unwahrheit. Mit welchen Gefühlen wir die Rückreise antraten, läßt sich nicht beschreiben. Nur die notwendigste Sauberkeit in diesen Wochen! So jeden 3.—4. Tag empfand ich einen solchen Ekel und Widerwillen gegen die Kost, daß der bloße Geruch mir schon Uebelkeit machte.

Eine wahre Tortur wurde die Fahrt! Auf einzelnen Stationen hielten die Gendarmen die Coupetüren zu, die Vorhänge blieben ständig geschlossen, mit aller Gewalt versuchte man die Türen zu sprengen. Es regnete Steine und Beschimpfungen, man spuckte, selbst Damen mit der Roten Kreuzbinde beteiligten sich daran. Es waren Minuten in denen ich nicht glaubte, daß man uns lebend herauslassen würde. Ganz furchtbar war es in Lyon! Zwischen Lyon und Genf, auf einer kleinen Bahnstation, mußten wir stundenlang warten. Da erbarmte sich der Bahnhofskommandant unser, ein alter 72jähriger Kapitän, der 1870 bei uns in Gefangenschaft gewesen war und der neben seiner Verwundung noch einen schweren Typhus gehabt hatte. Mit Stolz und Freude erzählte er, wie Aerzte und Schwestern ihn treu gepflegt hätten. Er ließ ein Feuer im Kamin machen, besorgte uns einen heißen Kaffee voll Genugtuung, daß er Gastfreundschaft an uns üben konnte. Die Bemerkungen eines Gendarmen, daß die Krankenhäuser in Frankreich viel besser geworden, tat er mit einer verächtlichen Handbewegung ab. Erregt antwortete er: „Die letzte Nacht sind Züge über Züge mit Verwundeten hier durchgekommen. Unsere gehen ein, weil sie keine Pflege haben, oder haben Sie schon pflegende Frauen dabei gesehen?" Beim Abschied sagte er mir: „Madame, ich habe einen Sohn in der Front. Wenn Sie wieder ins Feld gehen, denken Sie bei jedem Franzosen, den Sie unter die Hände bekommen, es wäre mein Sohn!"

Endlich am vierten Tag erreichten wir die Schweizer Grenze, wo wir herzliche und gastliche Aufnahme fanden.

*) Das Schicksal der deutschen Verwundeten in Reims ist zuerst durch die Schilderungen des englischen Kriegskorrespondenten A. Ashmead Bartlett bekannt geworden. Das preußische Kriegsministerium hat dann in Verbindung mit Geheimrat Rotzing (Berlin 1915, Verlag Gustav Fischer) das zur Verfügung stehende Material über die Beschießung der Kathedrale von Reims veröffentlicht. Für jeden hier als weiteren zuverlässigen Bericht die Schilderung von Schwester Alwine Ehlert wieder, die bereits der Leitung in Deutschland und der Balkankrieg in führender Stelle der deutschen Mission in Griechenland mitgemacht hat. D. Red.

Ein Exempel.

Wie die „Deutsche Tageszeitung" in Braunschweig mitteilt, wurde vom Schöffengericht ein Kaminfeger wegen „Miesmacherei" und Verbreitung von unwahren Nachrichten über die Kriegslage, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

* * *

Deutsche Rückwanderer aus Indien.

Aus Vlissingen wird unter Datum des 13. Juni gemeldet: Heute, sowie am 15., 17. und 19. d. Mts. werden voraussichtlich 141 deutsche Rückwanderer aus Indien, die mit dem Dampfer „Golconda" nach England gekommen waren, in Gruppen von etwa 35 Personen hier eintreffen und sofort nach Goch weiter geleitet werden.

* * *

Angemessene Vergeltungsmaßregel.

Vor einigen Monaten wurden die in deutscher Gefangenschaft befindlichen, aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Sous-Lieutenants aus den Offizierslagern in Mannschaftslager überführt, wo sie als Unteroffiziere behandelt wurden. Diese Maßnahme war von der deutschen Regierung als Gegenmaßregel für die unwürdige Behandlung der kriegsgefangenen deutschen Feldwebelleutnants in Frankreich ergriffen worden. Da nunmehr die französische Regierung Feldwebelleutnants in Offizierslager untergebracht hat und ihnen für die Zukunft ihrem Offiziersrange entsprechende Behandlung zusicherte, so sind auch die in Mannschaftslagern untergebrachten kriegsgefangenen französischen Sous-Lieutenants ausnahmslos wieder in Offizierslager überführt worden.

* * *

Anschlag gegen das englische Königspaar.

Der „K. Volksztg." wird am 13. Juni aus dem Haag gemeldet: In der englischen Muitionsfabrik Slough, in der viele Belgier als Arbeiter angestellt sind, ist ein Attentat auf das englische Königspaar versucht worden, ohne daß es gelang, den Urhebern auf die Spur zu kommen. Am 31. Mai stattete das englische Königspaar der Fabrik einen Besuch ab, wobei aus unerklärlichem Grunde in nächster Nähe des Königspaares eine Handgranate explodierte. Der Privatsekretär des Königs, Lord Stamfordham, wurde verletzt.

Die Kriegsgefangenen in Oesterreich-Ungarn.

Hunderttausende in der Landwirtschaft beschäftigt.

Heeresverwaltung gibt Verordnungen für deren Behandlung und Verpflegung bekannt. — Schutz gegen Ungerechtigkeiten.

Im Berliner „Tag" schreibt O. v. Romstedt aus Wien:

Die Aushungerungspläne unserer Feinde sind gescheitert. Daß diese erfreuliche Tatsache festgestellt werden kann, dazu haben unsere Feinde selbst — allerdings sehr wider Willen — beigetragen. Denn die größte Gefahr, die besonders unsere Landwirtschaft bedrohte, bestand im Mangel an geeigneten Arbeitskräften. Dieser Leutenot haben nun die Armeen der Zentralmächte in der glücklichsten Weise dadurch abgeholfen, daß sie den landwirtschaftlichen Betrieben Hunderttausende von Kriegsgefangenen zur Verfügung stellten und auf diese Art nicht nur Ersatz für die zum Heere einrückenden Landarbeiter, sondern auch für den Entfall der landwirtschaftlichen Wanderbewegung friedlicher Zeiten schufen.

Daß es möglich ist, den durch das Völkerrecht verbürgten Schutz der Kriegsgefangenen mit den Interessen der heimischen Wirtschaft zu vereinigen, dafür liefern die von der österreichisch-ungarischen Heeresverwaltung jetzt der weitesten Oeffentlichkeit zugänglich gemachten Bestimmungen für die Beistellung von Kriegsgefangenen für landwirtschaftliche und gewerbliche Betriebe den schlagendsten Beweis. Eine förmliche Kodifikation der sozialpolitischen Fürsorge für derartige Arbeiter wird in diesen Bestimmungen geboten. Im allgemeinen gelten für Kriegsgefangene hinsichtlich Arbeitsdauer, Arbeitspausen, Schichtwechsel, Ueberstunden, Sonntagsruhe und Arbeiterschutz die gleichen Gesetze und Vorschriften, die für gleiche Arbeit und unter gleichen Verhältnissen für Zivilarbeiter maßgebend sind. Uebertretungen dieser Vorschriften werden ebenso geahndet wie Uebertretungen der Arbeiterschutzgesetze. Da die Arbeit der Kriegsgefangenen nicht unter das allgemeine Lohnrecht fallen kann, hat dieser Teil des Arbeitsvertrages eine Neuregelung erfahren. Es werden daher eingehende Bestimmungen über die den Kriegsgefangenen beizustellenden Wohnungen getroffen, die so beschaffen sein müssen, daß die „Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit der Kriegsgefangenen unter allen Umständen gewährleistet ist". Ebenso werden genaue Anordnungen über die Einrichtung der Räume, über die Art der Betten, über Beistellung von Trink- und Nutzwasser und dergl. erlassen.

Ein eigenes Kapitel mit bis in jede Einzelheit gehenden Bestimmungen ist der Verpflegung der Kriegsgefangenen gewidmet. Mit größter Gewissenhaftigkeit werden sowohl für die „mäßig" als auch für die „schwerarbeitenden" Kriegsgefangenen Mindest- und Höchstsätze der Nahrungsmengen festgesetzt, Speisezettel für jeden Tag werden entworfen, bei denen auch auf die Herkunftsländer der Kriegsgefangenen Rücksicht genommen wird, genaue Bestimmungen über Zubereitung und Verabreichung der Speisen werden getroffen, Kochrezepte beigefügt. Großes Gewicht wird auf die Ueberwachung des Gesundheitszustandes der Kriegsgefangenen gelegt, die beim Eintreffen im Arbeitsort sofort, in den folgenden vier Wochen je einmal und dann vierzehntäglich ärztlich untersucht werden. Selbstverständlich hat auch jeder einzelne im Erkrankungsfalle Anspruch auf Pflege und ärztliche Behandlung. Auch die „Arbeitszulagen" der Kriegsgefangenen sind genau geregelt. Diese Zulage ist im Mindestausmaße von 15 Heller täglich zu gewähren. Jedoch wird die Gewährung von höheren Zulagen und die Einführung von Stück- oder Akkordlöhnen sowie die Gewährung von Prämien empfohlen.

Für eine einwandfreie Behandlung der Kriegsgefangenen, für ihren Schutz gegen Ungerechtigkeit und gegen Verstöße des Aufsichtspersonals sorgen zahlreiche Bestimmungen. Die kriegsgefangenen Arbeiter unterliegen nur der Bestrafung durch die zuständigen Militärbehörden. Dem Arbeitgeber, von dem sie verwendet werden, steht keinerlei Strafrecht zu. Unter allen Umständen gilt der Satz: „Die Kriegsgefangenen bleiben auch in der Arbeit Soldaten, deren entwürdigende Behandlung das Ansehen des Staates schädigt".

Die Kriegsverwaltung sorgt auch dafür, daß ihre Anordnungen genau befolgt werden. Zu diesem Zwecke wurde — ganz abgesehen von den Strafbestimmungen — die Verfügung getroffen, daß jeder Arbeitgeber für jeden Kriegsgefangenen eine Kaution von 30 Kronen zu erlegen habe, die verfällt, wenn der Arbeitgeber die Gefangenen vorschriftswidrig behandelt oder verpflegt.

Ausfuhrverbot.

Das Petrograder „Amtsblatt" veröffentlicht eine Regierungsverordnung, nach der die Ausfuhr von Leder und allen Arten daraus verfertigter Waren nach dem Auslande und nach Finnland für einen Zeitraum von drei Jahren verboten wird.

Durch die Lille r Sperrposten.

Spaziergänge in dem strengbewachten Festungsbezirk in der von den Deutschen besetzten Stadt.

Wenn man naturhungrig nur auf die Spaziergänge in Lille angewiesen ist, wird man wenig Befriedigung finden. Mir hat ein freundliches Schicksal und die einsichtsvolle Paßzentrale die Möglichkeit gegeben, ein bischen aus dem strengbewachten Festungsbezirk hinauszuwandern. Ich passiere den Sperrposten an der Deule und bin alsdann in friedlicher Stille und wiesenbunter Einsamkeit. Es kostet aber täglich einen kleinen Kampf um „Recht und Freiheit", bis ich mein Ziel erreiche.

Montag.

Mit dem rötlichen Bart eines hünenhaften Mannes spielte der Wind. Er spaltete ihn in zwei Teile, und wie Flammen standen die Bartenden in der Luft. Eine Hand umklammerte den Pfeifenkopf, und ein paar lustige blaue Augen lachten mich an. Na, Mademoiselchen, wo möchten See denn giern hen?"

„Na, ich möchte gerne ins Zitadellenwäldchen."

„Ja, Mademoiselchen, dat geht nich."

„Na, vielleicht machen Sie bei mir 'ne Ausnahme."

„Ja, Mademoiselchen, dat würr ich giern dohn, See sprüten so schön düütsch, äwer ick darf See hier nich dörchlaten."

Er lehnte mich in so wohltuender Weise ab, daß ich ihm selbst als Französin nicht hätte böse sein können. Als ich ihm den Verkehrsschein vorzeigte, da zog er seine buschigen Augenbrauen in die Höhe, nahm die Pfeife aus dem Mund und fuhr mit dem Mundstück bedächtig Wort für Wort auf dem Papier nach.

„Hm hm hm, ja, Mademoiselchen, denn sünd See ja gor keen Französche?"

„Nein, das hab' ich auch gar nicht gesagt."

Ein durchaus wohlwollender Blick zögerte über mich hin. „Also Deutsche. Na, Mamselling, denn lopen S' man."

Dienstag.

Die Hände in die Manteltasche versenkt, stand der Posten da. Seine ganze Haltung verriet Mißtrauen. Den Kopf hatte er gesenkt, die Augen zusammengekniffen.

„Bitte".

Er prüfte gewissenhaft, er prüfte lange Sie prüften beide sehr gewissenhaft, sehr, sehr lange, und dann bekam ich mein hübsches, rosafarbenes Papier zurück

In streng militärischem Tone: „Kann passieren."

„Danke."

Mittwoch.

Er hatte ein schmales langes Gesicht und trug eine mächtige Brille mit runden Gläsern. Der Landsturmrock war ihm beträchtlich zu weit, und die Manchesterhosen warfen in der Kniegegend die wunderlichsten und lächerlichsten Falten. Er nahm mir den Paß ab, und und dann rief er den Wachthabenden. Charakterfest, aber ein bißchen unhöflich, dachte ich.

„Zeigen Sie ihren Verkehrsschein!"

„Guten Morgen." Keine Antwort wie er ihn hielt und musterte, konnte ich sehen, daß diese Hände schon viele Papiere geprüft, daß diese Augen schon viele Blätter gelesen hatten. Er gab mir den Ausweis zurück und setzte eine höflich zustimmende Miene auf. Aus seiner Rocktasche guckte ein Büchlein, auf dem stand geschrieben: „Ilias", und es überkam mich wie ein Staunen, daß die Raufereien dieser verschollenen Zeit immer noch leben — mitten in einem Ringen, das sie als Kinderspiel erscheinen läßt, — bloß weil ein großer Menschengeist sie geadelt hat. Und als ich die stillen Wege ging, da war es mir, als würden selbst dem lebenden Geschlecht noch diese Jahre der Verwirrung einen Uebergang bedeuten zu jener Zeit, da herrlicher als sonst die Sonne Homers allen Völkern leuchtet, da sie uns wieder ein Zeichen ist für die unzerstörbare Schönheit unserer Welt, da sie nicht nur aus alten Büchern scheint, die gelehrte Landsturmleute in der Tasche tragen, sondern jedem in Frieden und Freude das Herz wärmt.

Donnerstag

Militär geht vor. Selbstverständlich. Die Ausweise der drei Feldgrauen, die mit schweren Wagen, auf denen Riesenstämme liegen, durch die Sperre wollen, werden zuerst geprüft. Dann tritt der Posten zu mir. Er wird seine Pflicht tun, natürlich. Er wird mir den Ausweis prüfen, aber es ist eigentlich schade, um die schöne Zeit, durchlassen darf er die „Französin" ja doch nicht! Den Gedankengang konnte ich deutlich von seinem Gesicht ablesen. — Schweigend nahm er den Paß — schweigend reichte er ihn zurück. Er drehte sich auf dem Absatz herum — „Nix passer!" — und wollte seinen Paradeschritt wieder aufnehmen. Zu diesem löblichen Zeitvertreib kam er aber nicht gleich. Ich wollte mir meinen einzigen Spaziergang nicht nehmen lassen und hielt ihm die Karte noch einmal hin, machte ihn auf den ausdrücklichen Vermerk aufmerksam, daß ich durch Sperre X gehen dürfe.

„Na nu." Seine Mienen waren in zweifelndes Staunen übergegangen. „Richtig! Entschuldigen Sie nur Fräulein, Sie sind nämlich die Einzige, die hier durch darf." Er war ganz verlegen, und wenn er zuerst etwas von herablassender Königswürde gezeigt hatte, so hatte sich die Metamorphose zum gutmütigen Landsturmmann blitzartig vollzogen. Er risklierte sogar eine leichte Verbeugung, ehe ich siegreich die Sperre durchschritt.

Freitag.

Jo, do schau her, do legst di lang her, moanens' dann, da derft Jüüll durch?" Wenn der Posten chinesisch gesprochen hätte, hätte ich ihn genau so gut verstanden. Eine Pfeife mit Porzellankopf hing ihm zwischen den Zähnen. Da er die Pfeife nicht aus dem Munde nahm, und zwischen jedem Satz mächtig paffte, hörte ich überhaupt nur ein empörtes Murren. Ein Glück, daß die Hände ihr Volaplük haben. Die sagten denn auch kurz und deutlich: hier kommst du nicht durch. Nun, ich hatte ein gutes Gewissen. Das und der Verkehrsschein die würden mir schon zu meinem Recht verhelfen. So zog ich unbekümmert trotz des finstren Grollens den Zettel aus der Tasche. Bayrische Worte ertönten. „Hallodri", oder so ähnlich. Ich versuchte, dem Posten den Fall zu erklären. „Ja, jo, dös is doch kein Beweis nicht, wenn eine deutsch sprechen tut, das können hier manche." Er gab sich sichtlich Mühe, ein vorbildliches Deutsch zu sprechen. Jetzt studierte er den Ausweis, und ich studierte seinen Pfeifenkopf, auf dem ein farbenprächtiges Bild gemalt war. Das ganze liebe Bayernland war darauf versinnbildlicht. Da gab es hohe Berge, auf denen ganze Rudel von Gemsen standen. Unten lag ein himmelblauer See. In einer Wirtsstube saßen lederbehoste junge Burschen. Einer spielte Zither, andere tanzten Schuhplattler und drehten hübsche Dirnen im Kreise. Um die Fülle von vergnüglichen Bildern zu betrachten, hätte mein Feldgrauer noch viel länger meinen Ausweis prüfen müssen. Nun legte er aber das Papier sorgfältig zusammen und gab es mir respektvoll zurück. Das ist eine große Ausnahme, schauns', Freilein, eine große Ausnahme, auf die dürfens' stolz sein!"

Samstag.

Helle Freude stand in den Augen des Postens, als er mich sah. Er kam mir sogar ein paar Schritte entgegen. Das war verwunderlich.

„Ei, gute Morje, Freilein."

Unverkennbarer Wiesbadener, dachte ich und grüßte in derselben edlen Mundart.

Er: „Sein Se immer noch in Lill'?"

Ich: „Ja, und wie geht's Ihnen?"

„Danke schee, wir hawe in Y. geleche, es is uns awer gut gange."

„Was macht die Frau? Die Kinder?"

„Danke schee. Se is doch ennuff gestieche."

Einen Augenblick war ich ratlos. „Ennuff — hinauf?" Ich verstand meinen Landsmann nicht. Mein: „Was Sie sagen!" klang wohl doch etwas hilflos, denn er gab mir sofort die erforderliche Gedächtnisstütze. „Se wisse doch, ich habb' Ine doch selbigmol erzählt, (selbigmol — das war im Sommer 1915 gewesen), „daß ich ihr geschriwe hab, se soll net uf de Kerschebeem steiche."

Gott sei Dank, ich war im Bilde, und meine Frage war ungeheucheltes Interesse: „Und nun sind die Kirschen auf den Bäumen verfault?"

Er machte eine triumphierende Kopfbewegung.

„Naa, naa, mit dem Klaane is se ennuff, un für zwaahunnert Mark hawe se Kersche von de Beem gebroche."

Ich gratulierte zu dem Erfolg. Dann unterhielten wir uns noch etwas über Wiesbaden, und ich verabschiedete mich. Zum Schluß sagte er treuherzig: „Gelle, Freilein, de Paß. Ich kenn' se ja, awer es is de Ordnung halwer!"

Die deutsche Kaiserin dekoriert.

Aus Konstantinopel wird dem „Berliner Tageblatt" depeschiert: Das Amtsblatt meldet die Verleihung der Goldenen Rote-Halbmond-Medaille an die deutsche Kaiserin, an die Herzogin Charlotte von Sachsen-Meinigen und Freifrau Marschall v. Bieberstein für außerordentliche Gaben an den türkischen Halbmond.

* * *

Ganz wie heute.

In Fenimore Coopers „Pilot", einem 1833 erschienenen Seeroman aus dem amerikanischen Freiheitskriege, wird erzählt, wie ein englischer Oberst aus Carolina mit seinen beiden Nichten nach England flüchtet. Er hält die Nichten, die mit amerikanischen Seeoff